

ImZentrumLied 2007/2008 Programm (4)
Mittwoch, 30. April 2008, 19.30/20.00 Uhr

„Des Waldes Widerschein“
Ein musikalisches Chronogramm

Das Programm heute Abend ist singulär. Ich brauche gar nicht zu sagen, warum – schauen Sie sich's an. Und um es zu Begreifen, benötigen keine musikalischen Fachkenntnisse. Letztere sollten Sie ohnehin nicht überschätzen; ich komme gerade von einem großen internationalen musikalischen Fachkongreß über die Musiktheorie im Spannungsfeld zur musikalischen Praxis; ein interessantes Thema, +übrigens für beide „Seiten“. Nur: weit mehr als die Hälfte der Referentinnen und Referenten kamen ohne jedes Noten- und Klangbeispiel aus; ihre Spannung erzeugen sie ihrem Fach gemäß offenbar theoretisch...

Was ich damit sagen will: trauen Sie sich zum Zuhören, zum Selbst-Beurteilen; scheuen sie keine Fehlurteile (von der Frage, wie es dazu kommen konnte, kann vor allem der ausübende Musiker lernen); lassen Sie sich provozieren, wenn schon nicht von der Musik, dann wenigstens von mir; und: widersprechen sie, zeigen sie Flagge! Musik ist zwar mit Hugo von Hofmannsthal „eine heilige Kunst“ (vielleicht); aber ein Konzert ist kein Gottesdienst. Denn nichts ist schlimmer als die wohltemperierte Langeweile eines Publikums, das seinen Beitrag zum Konzert bereits darin sieht, leicht schläfrig auf seinem Platz zu sitzen (auch das erlebte ich neulich in Wien). Und daß das eben hier anders ist, macht für mich ganz persönlich den Reiz dieser Reihe aus.

Ich lese gerade in einer Quellensammlung zu den beiden Kammerkonzerten mit Musik von Arnold Schönberg 1907 und 1908 in Wien, wo die Musik wegen der lautstarken Proteste aus dem Publikum und den Entgegnungen dazu kurz vor dem Abbruch stand. Um es klar zu sagen, das meinte ich nicht als Vorbild für diese Konzertreihe.

Das Programm heute Abend gibt mir keine Gelegenheit, sämtliche Lieder (es sind 20) und ebenso viele Komponisten durchzugehen; bei den Dichtern allerdings gibt es mehrfach eingesetzte. Joseph von Eichendorff (wie sollte es bei diesem Thema anders sein) gleich 5 Mal; Heinrich Heine immerhin 2 Mal; aber selbst ein Johann Wolfgang von Goethe muß sich mit einem Lied begnügen. Es würde ihn aber sicher freuen, daß Johann Friedrich Reichardt es ist, der seine Verse zu Klängen macht und nicht ein Franz Schubert, dem er zu dessen kurzen Lebzeiten keine Aufmerksamkeit schenkte – von Avantgardisten wie Robert Schumann, den er – glaube ich – nicht mehr kennengelernt hat, ganz zu schweigen. Die Dialektik vom Gemeinsamen im Verschiedenen wird heute Abend an einem Begriff festgemacht, der mir im Ohr ist aus einem Kinderhörbuch von Janosch: „der Wald“ [idiomatisch aussprechen!], wo der kleine Bär in den erotischen Verstrickungen eines rosaroten Schweinchens seine Identität zu verlieren scheint. Selbst in einem Kinderbuch! Ich glaube, es gibt – im deutschen Sprachraum jedenfalls – kaum einen Begriff, der derartig symbolisch und metaphorisch aufgeladen ist wie „Der Wald“ [sehr hochdeutsch aussprechen]. Er birgt Bedrohung (... wo trifft „Rotkäppchen“ den „bösen Wolf“?) und Schutz zugleich (... wohin flüchtet „Schneewittchen“ vor der „bösen Königin“?). Der Wald ist aber auch, zum dritten also, eine Grenze – ob zum Nichts, zum Chaos

oder Nicht-Mehr-Welt oder ob zu einem Neuen, Schönen, Nie-Geahnten sei dahingestellt; schon im Märchen vom „Rotkäppchen“ liegt ja das karitative Ziel, das Haus der Großmutter, „hinter dem Wald“; aber auch in Stephen Kings Horrorklassiker „Der Friedhof der Kuschtiere“ liegt dieser hinter einem Wald.

Kein Wunder, daß auch der Wald bei Dr. Sigmund Freud als Fluchtpunkt sexueller Wünsche und Kristallisation verdrängter Gedanken eine wichtige Rolle spielt. In seiner „Traumdeutung“ steht der Wald für die Genitalbehaarung (lachen Sie nicht zu schnell, denken Sie mal nach): als scheinbare Bedeckung des Verbotenen, gleichwohl aber lustvoll herbei Imaginierten. Angesichts von so viel ambivalenter Aufgeladenheit scheint mir erst einmal eine enzyklopädische Erforschung sinnvoll zu sein. In feinsten lexikalischer Prosa findet man im „Großen Brockhaus“, 12. Band der mir zu Hause vorliegenden Ausgabe von 1957 Folgendes:

„Nach heutiger Auffassung ist der Wald die organische Ganzheit einer Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren, wozu auch die Boden- und besonderen klimatischen Verhältnisse gehören.“

Aber als gutes deutsches Lexikon weiß der „Große Brockhaus“ sehr gut, was der Wald dem Menschen hierzulande ist:

„In zweifacher Hinsicht ist das Volksleben dem Wald verbunden: Mit seinen materiellen Gaben, dem Holz der Bäume, dem Fleisch und Fell der Tiere, den Pflanzen und ihren Früchten schenkt er Nahrung, Behausung und Kleidung, mannigfaches Gerät. Sein undurchsichtiges Schweigen erscheint als heilig und

geheimnisvoll im Glauben, Dichten, Märchen
und Lied, besonders im deutschen Bereich.“

Der „deutsche Wald“. Weit vor den Nationalsozialisten, tief im 19. Jahrhundert, in der Romantik, bei den im Mondschein rauschenden Quellen, verwurzelt sich der Topos Wald im Humus des Deutschen. Das ist zunächst einmal ein von der Perversion des Romantischen durch den Nationalsozialismus unabhängiger Umstand; wobei zu fragen wäre, ob und warum es denn gerade die Deutschen sind, die „ihren“ Wald entdecken. Märchen (als die erlaubten Äußerungen des Unbewussten) existieren weltweit; und schon die Griechen hatten ihre Waldgötter, z.B. die „Faune“. Deutschland – Wald – Nationalsozialismus – Abschied von der Aufklärung – Nobilitierung des Irrationalismus – Bodensatz statt Kopfesgeist --- ein zu Recht Aufsehen erregendes Buch hat im letzten Jahr zu dieser Thematik Furore gemacht; und wir sind zwar nicht hier in einer Büchersendung, aber ich darf es Ihnen, sollten Sie es (noch) nicht kennen, dringendstens empfehlen. Rüdiger Safranski: Romantik. Ein deutsche Affäre. Und der Wald, der deutsche Wald (aus dem populären Mendelssohn-Eichendorff'schen „Lebe wohl, Du schöner Wald“ machten die Nazis angeblich, natürlich mit Unterdrückung des Komponisten-Namens, „Lebe wohl, Du deutscher Wald“), --- dieser Wald also ist Teil dieser „Affaire“. Das ist natürlich im Zusammenhang mit dieser Jahrhundert-Problematik ein provokanter Begriff. Affairen hat der Herr Direktor mit seiner Sekretärin und zerstört damit, wenn er gründlich ist, deren Psyche und die Existenz einer ganzen Familie. Aber das Pandämonium von zwei Weltkriegen, dieses Wirklichkeit gewordene Dante'sche Inferno als Folge und Teil einer „Affaire“? Ich kann nur sagen: lesen Sie selbst.

Zum Eichendorff-Mendelssohn-Lied, Volksmusik gewordene Kunstform, auch das gab's im 19. Jahrhundert, noch ein eher ernüchternder Nachtrag. Wenn man den Eichendorff'schen Originaltext ohne offenbar spätere Beschönigungen liest, dann ist der „deutsche Wald“ von ihm (und damit keine spätere perverse Unterschiebung). Im Original hat das Lied vier, statt der meist gesungenen drei Strophen, deren erste drei immer mit dem Refrain „Lebe wohl, du schöner Wald“, enden. Und in der letzten heißt es dann (wohlgemerkt bei Eichendorff!):

„Was wir still gelobt im Wald [der ist also damit mehr so eine Art Kirche geworden] / Wollen's draußen ehrlich halten [da also schon das Motiv vom Wald als ein anti-zivilisatorischer Komplex, für die archaische Nazi-Ideologie wichtiger Punkt] / Ewig bleiben treu die Alten [das ist das konservative Moment, das sich auch im Begriff der standhaften „deutsche Eiche“ spiegelt] / Deutsch Panier, das rauschend wallt [also „Panier“, die Heeresfahne, im Sinne von Wahlspruch und Parole, was um 1810/13 natürlich einen eminenten politischen Sinn gegen die feudale Kleinstaaterei machte, wie auch als Abgrenzung gegenüber dem bedrohlichen Frankreich] / Lebe wohl, schirm dich Gott, du deutscher Wald!“ Ja, das ließ sich dann prima benutzen, und daß man dann nach 1945 für den Schluß nocheinmal die Zeile der anderen Strophen mit dem „schönen Wald“ genommen hat, ist so lächerlich wie eine deutsche Nationalhymne, zu deren ersten Strophe man sich nicht traut: aus Gründen der „political correctness“ (bezeichnenderweise gibt's offenbar dafür keinen deutschen Begriff). Dabei ist für Hofmann von Fallersleben „Einigkeit und Recht und Freiheit“ gerade wegen des „Deutschland, Deutschland über alles“ so wichtig, - so wie für Joseph von

Eichendorff die Konsequenz, daß das Bewahren des Überkommenen ein spezifisch deutsches Anliegen ist. Natürlich – ich habe lange genug im deutsch-französischen Grenzraum gelebt, wo einen der Sonntags-Nachmittag-Spaziergang einmal so eben nach Frankreich führte – gibt es keinen „deutschen“ und keinen „französischen“ Wald, so wie es kein „katholisches“ C-dur gibt. Aber es gibt Franzosen und Deutsche, oder in diesem Gebäude sollte ich sagen: Belgier und Deutsche, die verschieden mit diesem Wald umgehen, die ihn unterschiedlich physisch und psychisch „besetzen“. Und im Angesicht dessen, was 100 Jahre nach Eichendorff nicht als Zwischenfall sondern als konsequente Perversion dieses romantischen Gedankengutes, das nach Safranski seine dann offenbare Fäulnis wohl immer in sich trug, an das Licht der politischen Wirklichkeit trat (Heldenkult und Unterdrückung, Herrentum und millionenfacher Mord, um nur diese Punkte zu nennen), macht es mir schwer, unbefangen von einem „deutsche Wald“ zu singen. Vielleicht ein Generationenproblem, das sich von selbst löst. Neulich fand bei meinen Wald-Ermittlungen in einem Artikel einer sehr seriösen Musikzeitung den Hinweis auf das originale Deutschtum in Eichendorffs letzter Zeile --- und dann den ideengeschichtlich kühnen Hinweis auf das sog. „Waldsterben“. Kein Problematisieren des eminent brisanten politisch-geschichtlichen Kontextes. Abgesehen, daß es also offenbar wieder ein „Deutschtum ohne Reue“ gibt (einschlägige Parolen alkoholisch entsprechend illuminierter Jugendlicher dazu an jeder KVB-Haltestelle): das kommt offenbar davon, wenn wie neulich allen Ernstes ausgerechnet mit der stellvertretenden Vorsitzenden des Börsenvereins des deutschen

Buchhandels man sich doch fragen müsse, „ob man unbedingt in seinem Leben einen Goethe gelesen haben muß“. Die Dame heißt mit Vornamen „Viola“; das ist in der Botanik das Veilchen; und mit Nachnamen „Tauben“; und mit dem Hinweis, daß Namen Schicksale sind und man mit ihnen keinen Scherz treiben darf, komme ich schnell zur Musik.

Angeblich – das ist so eine Sache, die von Opernführer zu Opernführer abgeschrieben wird (also auch eine Form von Tradition, mehr allerdings in Mahlers Diktion als „Schlamperei“) – ist der Hauptakteur in Wagners Freischütz „der Wald“. Wie man darauf kommt, ist klar: es wimmelt von Jägern auf der Bühne. Aber falls wir nicht mit dem Regietheater die Handlung ohnehin in die Schalterhalle einer Bank oder in den Steuerraum eines Atomkraftwerkes verlegen und stattdessen in selten gewordener Demut in die Partitur schauen, dann spielt die einzige – nun allerdings fulminante – Naturszene darin in einer Schlucht mit allenfalls einzelnen Bäumen. Trotzdem bleibt der Wald eine der Konstanten in der Musik des 19. Jahrhunderts, von Beethovens 6. Sinfonie bis zu Schönbergs „Gurre-Liedern“.

Der Wald wird nun natürlich noch ganz anders herbeigerufen im klavierbegleiteten Solo-Lied, das spätestens seit Schubert eine Angelegenheit des deutschen Sprachraumes ist. Und die Reihung der Dichter heute Abend zeigt sehr schön, wie der Anblick des Waldes sich wandelt unter dem Wechsel der ideengeschichtlichen Begriffe. Das hebt rokokohaft an beim allerersten Lied; man darf sich da den Wald vorstellen als eine zarte gemalte Dekoration eines imaginären Bühnenhintergrundes und endet in dem semantischen Strudel der düster wabernden Zeilen des

Georg Trakl, bei denen ich immer Angst habe, ehrlich zu sagen, daß ich sie an der Außenseite nicht verstehe, um nicht Gefahr zu laufen, als „Dummbbeutel“ zu gelten; und das führt natürlich dann konsequent zu der Enzensbergerisch-Henzeschen Bilderstürmerei, die nun im Anschluß an die sieben Jahre ältere „Publikumsbeschimpfung“ von Peter Handke allerdings auch bereits „in die Jahre“ gekommen ist.

Zwischen den beiden Polen pastoraler Heiterkeit und politischem Furor, zwischen 1777 und 1973, innerhalb dieser knapp 200 Jahre ist der Abend heute angesiedelt. Und gestatten Sie mir noch einige musikalische Beobachtungen. Eines der Dinge, die mich in der sog. „abendländischen Musikgeschichte“ am brennendsten interessiert, ist die Abhängigkeit von Ton und Wort, Literatur und Musik. Ich meine das jetzt nicht im Sinne des von Richard Strauss in seinem „Konversationsstück mit Musik“ „Capriccio“ (1942) mühsam hochgeblasenen und post-wagnerisch längst kassierten Konflikt, ob Wort oder Ton Vorrang auf der Opernbühne habe, sondern als Doppelfrage, wie mit dem Wort die Musik und wie mit der Musik das Wort sich zu einem neuen Kunstwerk formt. Interessant dabei ist, daß es nicht immer eines hochrangigen Dichtertextes dazu bedarf (bisweilen hat man den Eindruck: im Gegenteil), aber immer eines genialen Musikers. So gehen Johann Abraham Peter Schulz, Johann Friedrich Reichard, Fanny Hensel und Peter Cornelius musikalisch irgendwie unter (und da ich nicht polemisch werden möchte führe ich diese Komponistenreihe für den 2. Konzerteil nicht weiter); andererseits werden Antoine Houdar de la Motte, Hermann Rollet, Karl von Lemcke und Hermann von Gilm von den Komponisten geradezu „kassiert“, was wie

z.B. im Fall von Brahms ein extrem wunderbares Lied ergibt.

Wir haben nun die Gelegenheit mit Ingrid Schmithüsen und Thomas Palm und chronogramatisch fortzubewegen – von 1777 bis 1973, länger als jedes Menschenleben dauern kann. Und das alles an einem Abend, in den nächsten 90 Minuten. Das kann Lyrik und Musik: die Zeit aufheben; bei Stephen King wurde daraus eine Horror-Veranstaltung; hier ist es ein künstlerische Ereignis, für das ich Ihnen sehr offene Ohren wünsche!